

**„Die Roma als Teil europäischer Kultur“**

von Cia Rinne

Zur Verleihung des KAIROS-Preises 2008 an Tímea Junghaus

Deutsches Schauspielhaus, Hamburg, 10. Februar 2008

Sehr geehrte Damen und Herren, latso diives, szia, Tímea,

Es war mir eine große Freude, gebeten zu werden, heute ein wenig über die Erfahrungen zu sprechen, die wir – Fotograf Joakim Eskildsen und ich – in den vergangenen sieben Jahren auf unseren Reisen zu den Roma gemacht haben. In dieser Zeit suchten wir Roma in sieben verschiedenen Ländern auf, um über sie zu lernen und oft längere Zeiten, falls möglich, mit ihnen zu leben. (Vor ungefähr zwei Monaten erschien das Buch „Die Romareisen“ oder „The Roma Journeys“ im Steidl Verlag, in dem unter anderem die Bilder enthalten sind, die hier zu sehen sind).

Bevor wir diese Reisen begannen, hatten wir längere Zeit in Südafrika verbracht, wo wir bei einer schwarzen Familie im Township und auf dem Land lebten. Es war einige Jahre nach offiziellem Ende der Apartheid-Ära und die Menschen sahen der Zukunft mit Optimismus entgegen. Dennoch mussten wir feststellen, wie wenig die Schwarzen, Weißen, Farbigen und Inder – in Südafrika war man geradezu gezwungen, sich über seine Hautfarbe zu definieren – voneinander wussten, obwohl sie im Grunde genommen Nachbarn waren. Diese Erfahrung war ein Anstoß, auch die europäischen Verhältnisse mit etwas geschärftem Auge zu betrachten, und wir fanden, dass die Verhältnisse in Europa nicht sehr viel besser waren, obschon nicht ganz so offensichtlich und spürbar wie in Südafrika.

Als unser Freund, der Bildhauer ungarischer Herkunft Zoltán Popovits, uns von einer kleinen Romasiedlung im nordöstlichen Ungarn erzählte, wurden wir neugierig und beschlossen, hinzureisen. Wir wurden von Zoltán und seiner Bekannten Zsuzsi, die selbst in jener Romasiedlung von Hevesaranyos aufgewachsen war, den Menschen dort vorgestellt und durften bei Zsuzsis Mutter Magda unterkommen, die von allen nur Maami (Romanes für Großmutter) genannt wurde. Im Laufe des Jahres (2000) verbrachten wir mehrere Monate bei Maami, deren Haus in einer der beiden ausschließlich von Roma bewohnten Straßen lag und aus zwei Räumen bestand – Maamis Schlafkammer und der Küche, in der wir auf einem Sofa übernachteten. Die Roma von Hevesaranyos waren Romungros (sprachen also als Muttersprache Ungarisch) und verrichteten saisonbedingte Arbeiten. Wir teilten den Alltag der Menschen, holten Wasser von der Pumpe, hackten Brennholz klein, lernten Maamis Familie und Nachbarn kennen und freundeten uns mit einigen von ihnen an. Ich lernte nach und nach ein wenig Ungarisch, wobei vor allem Maamis Enkeltochter Zsuzsanna, die damals 13 Jahre alt war, mir eine ungeduldige und gute Lehrerin war.

Je mehr wir über die Geschichte und die Situation der Roma lasen, desto größer wurde unser Interesse für sie, und wir mussten uns immer wieder darüber wundern, wie wenig die Mehrheitsbevölkerung über die Roma weiß, die immerhin die größte Minderheit Europas ausmachen. (Ich gehöre selbst einer eher unbedeutenden Minderheit an, der schwedischsprachigen Bevölkerung Finnlands, über deren Existenz man zugegebenermaßen selbst in Schweden kaum gehört hat.) Den Roma gegenüber existieren jedoch nicht nur ein beschämendes Unwissen, sondern auch noch haarsträubende Vorurteile, die mehrere Generationen hartnäckig überleben und tief greifende Konsequenzen für das Leben vieler Roma haben.

Kurz vor unserem ersten Besuch in Hevesaranyos hatte ich in Berlin Aurelia getroffen, eine junge rumänische Romni, die uns einlud, sie im Winter zu Hause bei ihrer Familie in Rumänien zu besuchen. Aurelia war in einer Familie von Lautari (Musikern) aufgewachsen, die in einer Straße am Rande von Clejani, eines Dorfes südlich von Bukarest lebte. In der ganzen Straße wurde Musik geübt und Aurelias Großvater Neacsu brachte ihrem kleinen Bruder das Akkordeonspielen bei. In Aurelias Kindheit hatte die Familie oft auf Hochzeiten oder anderen Festen gespielt, doch seit dem Zusammenbruch des Kommunismus konnten nur noch wenige Rumänen es sich leisten, Musiker für ihre Feste anzuheuern. Hier in Clejani wurde uns klar, dass das, was wir in Ungarn gesehen hatten, lediglich ein ganz kleiner Teil der Wirklichkeit der Roma war. Hier sprachen die Roma Romani, nebst den Lautari lebten in Clejani auch Pferdehändler, und die Kesselflicker besuchten regelmäßig mit ihren Pferdewagen das Dorf.

Gern wollten wir mehr über die Roma in anderen Ländern lernen und beschlossen deshalb, erneut nach Rumänien zu reisen, nach Indien, um der Geschichte der Roma auf die Spur zu kommen, und nach Griechenland und Frankreich, um die Situation der Roma in Westeuropa zu erkunden. Wir lernten Roma in unserer Nachbarschaft in Finnland, wo wir damals wohnten, kennen, die gute Freunde wurden und uns ihren Verwandten und Bekannten vorstellten, und schließlich reisten wir nach Russland. Wir trafen sehr viele verschiedene Menschen; und lernten mitunter Dionysia in Griechenland kennen, die mit ihren Töchtern in einer Baracke auf einer Müllhalde in einem Industriegebiet außerhalb von Athen lebt; Aurel in Rumänien, dessen gesamte Familie unter dem Régime Antonescus nach Transnistrien deportiert worden und dort ums Leben gekommen war; Tino in Finnland, der eine Ausbildung zum Automechaniker gemacht hatte, doch trotz unzähligen Versuchen, eine Stelle zu bekommen, niemals als solcher Arbeit gefunden hatte.

Wir trafen arme Roma, reiche, Schrotthändler, Akademiker, Verfasser, Menschen, die im wahrsten Sinne des Wortes am Rande der Gesellschaft lebten, aber auch solche, die ein recht gewöhnliches Leben führten, das sich im Wesentlichen nicht von dem der Mehrheitsbevölkerung unterschied. Von Land zu Land und innerhalb der jeweiligen Länder sind Tradition, Sprache und Situation der Roma sehr unterschiedlich. Sie sind keineswegs die homogene Gruppe, als die sie oft vereinfachend dargestellt werden, und dass dies dann häufig auch noch in problemorientierten Zusammenhängen geschieht, ist einem besseren Verständnis der Situation der Roma nicht unbedingt förderlich. Oft dachten wir, dass die Roma ein großer Reichtum sind, kulturell, menschlich, und dass es sehr schade ist, dass wir im Allgemeinen nicht mehr über sie wissen.

Sie, die Roma, wissen alles über uns, sie haben tagtäglich mit Nicht-Roma zu tun, leben seit mehreren Jahrhunderten auf deren Prämissen – im Guten wie im Schlechten – und sind tief von der Geschichte und Kultur in ihren jeweiligen Ländern geprägt. Es stimmt schließlich nicht, dass die Roma „außerhalb der Gesellschaft“ gelebt hätten. Es wird sogar oft behauptet, dass die Roma die stärksten Verteidiger des musikalischen Erbes eines Landes sind, in einigen Fällen bewahren sie die Sprache wie zum Beispiel die Gitans Catalans in Südfrankreich, oder, wie die Kaale in Finnland, einen Kleidungscode, der seinen Ursprung in finnischer Landmode vor hundert Jahren hat. Doch vor allem tragen die Roma ihre eigene Geschichte mit sich, und unter ihnen sind zahlreiche Menschen, deren wichtige Zeugnisse für immer zu verschwinden drohen, bevor sie aufgezeichnet werden können. Was uns oft traurig machte auf den Reisen, waren die Vorurteile der Nicht-Roma, mit denen wir immer wieder konfrontiert wurden; Aussagen, bei denen es mir öfter vor Schrecken und Aussichtslosigkeit angesichts der massiven Vorurteile gegenüber den Roma die Sprache verschlug. Und das war schließlich nur ein mikroskopischer Teil dessen, was viele Roma jeden Tag erleben müssen. Rassismus, ob deutlich sichtbar oder unsichtbar, bekommen viele Roma täglich in jeder Lebenssphäre zu spüren.

Umso mehr überraschte und rührte es uns, wie offen und unvoreingenommen die Roma uns gegenüber waren und mit welcher Menschlichkeit und Offenherzigkeit sie uns aufnahmen. Selbstverständlich taten sie das nicht immer unüberdacht – es erforderte viel Zeit, die Menschen, die wir trafen, in unser Vorhaben einzuweihen, und es war uns mehr als verständlich, dass sie nicht sofort übergücklich waren, wenn Fremde in ihrer Welt auftauchten und den Wunsch äußerten, über ihr Leben zu berichten. Sie verstanden jedoch schnell, worum es uns ging, und dass wir damit keinen Schaden anrichten würden. Es war unser Gedanke, die Roma als Individuen zu sehen und zu zeigen, und durch unsere Erfahrungen die mehr allgemeine Situation und Geschichte der Roma der verschiedenen Länder zu schildern. Wir wollten sie nicht als Opfer sehen, sondern als die starken Individuen, als die wir sie kennen gelernt hatten.

Ich denke, dass deshalb auch Tímea Junghaus Arbeit so wertvoll ist, da dies, Roma-Künstler hervorzuheben, sich eben gegen die Stereotypen wehrt, die den Roma leider häufig noch anhaften. Roma-Künstlern den natürlichen Platz zu gewähren, der ihnen gebührt, ist einer der notwendigen Schritte, die zu tun sind, um ein großes Missverhältnis auszubalancieren, und das, ohne den kulturellen Hintergrund zu vernachlässigen oder gar unter den Teppich zu kehren, sondern ganz im Gegenteil, die Roma als positiven Teil der Weltkultur anzuerkennen, mit dem zu rechnen ist.

Herzlichen Glückwunsch, gratulálok, Tímea!